

Bezugs-Preis
In der Kompagnie über den im Stadt-
bezirk und den Vororten errichteten Kas-
telle abgehalten: vierjährlich A. 4.50,
— jährliche tägliche Ausstellung ins
Ges. A. 5.00. Durch die Post bezogen für
Deutschland u. Österreich vierjährlich A. 6.
Für die übrigen Länder laut Zeitungssatz.

Redaktion und Expedition:
Johannigasse 8.
Postverkehr 183 und 222.

Alliakreis:
Alfred Hahn, Buchhandlung, Universitätsstr. 3,
E. 1. Nähe, Kaiserstraße 14, u. Königsg. 7.

Haupt-Filiale Dresden:
Strehler Straße 6.
Borsigstraße 1. Nr. 1712.

Haupt-Filiale Berlin:
Königgrätzer Straße 116.
Borsigstraße 1. Nr. VI. Nr. 8392.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt

und
Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und des Königlichen Amtsgerichtes Leipzig,
des Rates und des Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Donnerstag den 23. Oktober 1902.

96. Jahrgang.

Nr. 541.

Politische Tageschau.

* Leipzig, 23. Oktober.

Graf Waller vom hat gestern im Reichstag den Bündnis ausgesprochen, daß die Blumen, mit denen der Bündnisführer zur Feier der 20. Dynastie dieser Sessie sein Palais geschmückt hatten, eine glänzende Bedeutung für die Friedensordnung des Reiches der Sessie, des Holl. Karls X. sein würden. War das nur eine höfliche Phrase oder der Ausdruck der Hoffnung, daß das dem Herrn Präsidenten bekannt sehr nahe stehende Zentrum dem Konservativen mit guten Beispielen vorzugehen, die zweite Verlang nach den Bündnisverträgen so rasch wie möglich beenden helfen und dann in den dritten Beratung ihres Widerstand gegen die außerschulterliche Haltung des Regierung aufzugeben werde? Wer weiß es? Jedenfalls ereignete sich in der gesuchten Signatur nichts, was in einer solchen Hoffnung berechtigen könnte. Gerade das Zentrum zeigte keine Fähigkeit, die Entscheidung über die Bündnis für Ge. und H. zu befürworten. Die extreme Konservative hatten im Bewußtsein ihrer vorgezogenen exklusiven schweren Niederlage den Antrag auf 7.500 A. für Ge. und H. zu präzisieren, aber der Konservative Dr. Heim hielt den einzigen aus 6 A. anrechte und sein Parteigenosse Dr. Stenberger vertrug sich bei der Befriedigung dieses Antrages sogar zu der Behauptung einer Brüderlichkeit Süddeutschlands durch Preußen. Eine solche sollte in der zu geringen Erwähnung des Bündnisvertrags durch den Regierungsvorstand liegen. Bedauerlicherweise hatte der bayerische Auswärtige sich für die geistige Sitzung entschieden lassen müssen; er wurde sonst dem Niederrhein ebenfalls anzuhören die speziell bayerischen Interessen klarstellte haben, die eine weitere Erhöhung des Grenzenabstandes nicht dulden. Da dem Abg. Stenberger der Standpunkt der bayerischen Regierung in dieser Frage als überzeugend nicht unbekannt ist — erst vor wenigen Tagen wieder bat ihm Herr v. Riedel im Reichstag mit dem größten Nachdruck vertreten —, so handelt es sich um eine reinlich tapfere partikularistische Entgleitung, die höchstens als Symptom der Geistererziehung in gewissen Kreisen des bayerischen Zentrums Beobachtung verleiht. Am übrigen ist über die gesuchte Debatte nicht viel zu sagen. Einem festlich gehobenen Charakter trug sie jedenfalls nicht. Geradezu peinlich müssen die Auseinandersetzungen zwischen dem Abg. Waller — Meiningen und Dr. Heim berührten, die kaum in eine Polvorlesung hineinfielen, niederwege denn in den Reichstag passen, dessen Mehrheit den verbindlichen Regierungsvorstand zog, trockne wiederholten und vändigen Erklärungen dem Willen einer schwachen und nicht einmal in sich eingespannten Majorität in den Weg. Und hence auch nur die Entscheidung über die Bündnis für Ge. und H. fällt, längst lediglich von der Bedeutung des Hauses und der Gnade der Bündnisfraktionen ab.

Nahm drei Jahre hat es gewährt, bis das im November 1890 zwischen Deutschland, Großbritannien und den Vereinigten Staaten vereinbarte Schiedsgericht über die Frage der Entschädigungsansprüche für alle im Sommer gelegentlich der letzten Wahlen entstandenen Kriegsschäden zu einer Entscheidung gelangt ist. Wie erstaunlich sein wird, griffen die vor Asien liegenden englischen und amerikanischen Kriegsschiffe in die Streitigkeiten zwischen den Anhängern Matanias und der Gegenpartei des zum Gegenkönig pro-

namenti Sohnes Malatoas, Tamm, ein, indem sie Apia und später die Stranddörfer besetzten und eine Anzahl Mannschaften landen ließen, die eine schwere Rieberlage erlitten. Das gleichfalls anwesende deutsche Kriegsschiff hielt sich von allen Feindseligkeiten zurück. Von deutscher Seite wurde gegen das Vorgehen der Engländer und der Amerikaner Einspruch erhoben und später die Fortsetzung des Erlasses für Schaden, die deutsche Reichsangehörige infolge jenes Vorgehens dassofort getragen waren, angemeldet. Da eine Besitzwidrigkeit nicht herbeigeführt werden konnte, einigten sich die drei Mächte, die Frage einem unparteiischen Schiedsrichter zu unterbreiten. Die Sitzung des Richters wurde jedoch dem König von Schweden und Norwegen übertragen. Die Frage, die ihm zur Entscheidung unterbreitet wurde, lautete darin, ob das Bombardement infolge von Handlungen der Beauftragten der Mächte zugeschlagen habe und wie weit die Mächte einzeln oder gemeinsam für den Schaden haft seien, der durch das Bombardement verursacht wurde. Wie nun in unserem heutigen Morgenblatte berichtet worden ist, meldet die "New York Tribune" in einer Teppiche aus Washington, daß König Oscar von Schweden und Norwegen in dem Sammelsitzung zu Hannover Deutschland entschieden habe. Hiermit hat der König festgestellt, daß England und Amerika für den durch die Beschleierung entstandenen Schaden anzukommen haben.

Über deutsche Auswanderung nach Transvaal schreibt man uns aus Pretoria, Ende September: Obgleich in der deutschen Presse wiederholt vor einer Auswanderung nach Südafrika vorberechter Ordnung gewarnt worden ist, bringt jedes in Kapstadt oder einem Hafen der Ostküste liegende Schiff eine bis noch von Woche zu Woche steigende Zahl von Deutschen, die hier ihr Glück machen wollen. Deutschtumminge, die nicht bereits eine feste Stellung haben, sind vielleicht nicht in der Lage, ein vorhandenes Unternehmen und Gewerbe zu finden. Jeder celebriert viele Entwicklungen, doch wenn er in einem der südlichen Plätze landet, sie lange — drei bis vier Monate — auf die Erlaubnis zur Bleibereise warten müssen. Wegen der Schwererhalt, die noch immer die Zukunft von Lebensmitteln und Baumaterialien nach Transvaal verursacht, und um die Zahl der Arbeitslosen nicht noch mehr, als es befürchtet in Johannesburg schon heute der Fall ist, anzuwachsen zu lassen, ist die Reise nach Transvaal noch nicht frei gegeben. Es werden für die Ausgebürgerten der verschiedenen Staaten monatlich noch immer nur eine bestimmte Anzahl von Erlaubnischeinern zur Verfügung gestellt. Was die Arbeitsgelegenheit für Auswandernde betrifft, so wurden Handarbeiter, falls sie überaus beschäftigt finden, vorsichtig mit einem für sie möglichen Verhältnis und Preise sehr bedeckt. Angelernte Arbeiter erhalten nur feste Gehaltsziffern, während sie mit einer geringen Bevölkerung aufwarten. Die geringste Arbeit kostet höchstens eine Tageszeitung zu finden, haben Rauhleute, besonders wenn sie nicht der englischen Sprache vollkommen mächtig sind. Wie jetzt ist es noch gar nicht den Anschein, daß der erwartete allgemeine Aufschwung so bald eintreten wird. Es kann daher nur dringend angeraten werden, bis auf weiteres von einer Auswanderung nach Transvaal abzusehen und sich den Einsatz besserer Verhältnisse abzuwarten.

Die belgischen Kammerm werden sich in ihrer nächsten Sessie u. a. voraussichtlich auch mit einem Ge-

schwur, betreffend die Unfallversicherung, beschäftigen haben. Vor kurzem hat nun Louis Verbrand, ein Vertreter der Brüsseler sozialistischen Partei, eine Broschüre erschaffen lassen, in der er die Unfallfrage einer eingehenden Erörterung unterzieht und für die Annahme eines Versicherungssystems eintritt, das sämtliche Verletzungen den Arbeitgebern auferlegt, wie dies in Deutschland der Fall ist. Es ist jedoch wenig wahrscheinlich, daß die sozialistische Partei diesen Vorschlag im Parlament aufnehmen wird. Wie es heißt, wird die Regierung, ohne die obligatorische Versicherung zu fordern, für einen Modus der Schadenerstattung eintraten, nach welchem, entsprechend dem in Deutschland beschlossenen Verfahren, für jedes leidige Schadensverschulden Entschädigung gewährt wird und nur eigener Vorfall des Betriebs, also offenkundiger Dolus, die Entschädigung ausfällt. Dagegen soll der Betriebsunternehmer nach der projektierten Regierungsvorlage zur Schadenserstattung nur in halber Höhe des verursachten Schadens verpflichtet sein, andererseits schlägt der Entwurf ausländische Arbeiter von dem Recht aus, auf Grund des Berufshandicaps Entschädigungsanspruch auf, bei gleicher Arbeitsunternehmer gelingt zu machen. Diese Bedürfnisse haben den Vertreter der sozialistischen Partei nicht abgehalten, in seiner Broschüre dem Regierungsvorlage vor dem gegenwärtigen Stande den Vorzug zu geben, wenn er auch die dem System anhaftenden Mängel, das Achsel einer Überlastung der Schadenserstattung und den geringen Betrag der Entschädigung, nicht unterschreibt. Somit scheint es, daß die Regierungsvorlage zur Annahme gelangen und durch sie Belgien ein Unfallversicherungsgesetz erhalten wird, das in seiner sozialpolitischen Bedeutung und in der Höhe der Verpflichtungen, die es den Betriebsunternehmern auferlegt, sehr erheblich hinter Umfang und Wirkung der deutschen Vorschrift zurückbleiben wird.

Der frühere Minister des Auswärtigen im Kabinett Gentetzen, Jean Labeyvax, hat jedoch eine Broschüre erlassen lassen, in welcher er sich über die Auswirkungen in Rumänien auslässt. Er meint hierbei namentlich auf die Schwererhalt, die noch immer die Zukunft von Lebensmitteln und Baumaterialien nach Transvaal verursacht, und um die Zahl der Arbeitslosen nicht noch mehr, als es befürchtet in Johannesburg schon heute der Fall ist, anzuwachsen zu lassen, in die Reise nach Transvaal noch nicht frei gegeben. Es werden für die Ausgebürgerten der verschiedenen Staaten monatlich noch immer nur eine bestimmte Anzahl von Erlaubnischeinern zur Verfügung gestellt. Was die Arbeitsgelegenheit für Auswandernde betrifft, so wurden Handarbeiter, falls sie überaus beschäftigt finden, vorsichtig mit einem für sie möglichen Verhältnis und Preise sehr bedeckt. Angelernte Arbeiter erhalten nur feste Gehaltsziffern, während sie mit einer geringen Bevölkerung aufwarten. Die geringste Arbeit kostet höchstens eine Tageszeitung zu finden, haben Rauhleute, besonders wenn sie nicht der englischen Sprache vollkommen mächtig sind. Wie jetzt ist es noch gar nicht den Anschein, daß der erwartete allgemeine Aufschwung so bald eintreten wird. Es kann daher nur dringend angeraten werden, bis auf weiteres von einer Auswanderung nach Transvaal abzusehen und sich den Einsatz besserer Verhältnisse abzuwarten.

Die belgischen Kammerm werden sich in ihrer nächsten Sessie u. a. voraussichtlich auch mit einem Ge-

Prinzip der Unvergleichlichkeit des Volksschulunterrichts umstellt. Momentlich die Juden hätten berechtigte Klagen hierüber zu führen. Was das Handwerkergesetz betrifft, so möchten sich keine Wirkungen erzielt bei seiner Handhabung zeigen. Der Verfasser mahnt zu Frieden und Eintracht. „Wir glauben nicht“, schreibt er, „dass es gut wäre, daß zwei Rassen, die seit langem hier, in demselben Lande zu wohnen, noch in einem Zustande bestreitbare Feindschaft befinden. Es mit aber eine Freiheitserklärung eintrate, damit die Porten des Bürgerrechtes sich weit öffnen, müssen beide Parteien mitwirken und wir glauben nicht, daß diejenigen, welche die Rechte des Herrn Gottes veranlaßt haben, von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet ein gutes und nützliches Werk vollbracht haben.“

Deutsch-Deutsch.

a. Berlin, 22. Oktober. (Die Frauenarbeit in der deutschen, französischen und belgischen Industrie.) Das erste im "bulletin de l'Office du Travail" veröffentlichten vergleichenden Statistiken über die industrielle Frauenarbeit in Deutschland, Frankreich und Belgien macht die "Soziale Frage" lebhafte Angaben. Es enthalten in der Eisenindustrie auf je 100 beschäftigte Männer in Deutschland 25, in Belgien 33 und in Frankreich 51 Frauen. Die starke Frauenarbeit in Frankreich beruht auf dem Überwiegen weiblicher Arbeitskräfte in der Textil- und Bekleidungsindustrie; hier kommen auf 100 Männer in Frankreich 40 bzw. 18 Proz. in Belgien nur 114 Frauen. Auch in der Nahrungsmittelindustrie und der Metallindustrie ist in Frankreich der Prozentsatz der beschäftigten Frauen am größten. Dagegen verwenden die chemische und die keramische Industrie in Deutschland mehr Frauen als in den beiden anderen Ländern, nämlich 46 beziehungsweise 24 Prozent, während der Prozentsatz in Frankreich 40 bzw. 18 Proz., in Belgien 25 bzw. 18 Prozent beträgt. Den absoluten Zahlen nach beschäftigt Deutschland in den meisten Industrien mehr Arbeiterinnen als Frankreich und Belgien. Dagegen sind in der Textil-, der Konfektions-, Bekleidungs- und Wäschefabrik in Frankreich 1.578.333 Frauen auf 615.916 Männer beschäftigt, in Deutschland 1.054.613 Frauen auf 228.325 Männer, in Belgien 213.659 Frauen auf 109.651 Männer.

* Berlin, 22. Oktober. Folgender offener Brief an die zünftigen Politiker aller Parteien geht der "Part.-Ab. Korr." von "maßgeblicher landwirtschaftlicher Seite aus Westfalen":

"Die Politikvorlage steht im deutschen Reichstag, vor ganz Deutschland zur Verhandlung.

Sie darf nicht scheitern.

Das wäre ein Unglück für das deutsche Vaterland, ein Unglück insbesondere für Landwirtschaft und Industrie, ein Unglückswillig für den deutschen Reichstag, dessen Freiheit bereits bei Siegessieg und Volk geschädigt ist durch die bisherige Beschlüsse. Was das Reichen wider leben kann, das sind nicht lange Reden und lange Einstwechslungen. Wir bedürfen einer großen zeitenden Zeit. Was lange vor dem Jahre 1848 General Gebel prophezeite, das gilt heute wieder:

"Ein Mann ist tot, ein Menschen-Ende,

Doch er ist Zeit, den wiedergewordnen Menschen,

Wie eher Gotts Leb' und ehem Schenf."

Für die große Politik war Fürst Bismarck dieser Mann; jetzt

Feuilleton.

Comédie Casador.

20. Roman von Woldemar Urban.

Das war nun das „Ist“ ihres Mannes, der blinde, lebensfrohe Goðolmus, der immer glaubte, daß er eine Welt für sich sei und der immer lächelte und höfliche Bärmen annahm, je mehr geläufige Erfolge er errungen. Frau Gertrud als praktische, vernünftige Frau, deren Glück in der Liebe zu ihrer Familie, in dem Glück ihrer Angehörigen bestand, sah das alles viel schärfer und klarer, als irgend jemand. Sie hatte ja gesehen, wie von Jahr zu Jahr die Stellung ihres Mannes immer enger, er fühlte immer unzufriedener, immer ironischer und übermächtiger wurde. Er stand im Leben wie ein wurgeloser Stamm, ohne Saft und ohne Zweig, der immer mehr und mehr verschwand und verlor. Das Ich-Gefühl ihres Mannes war direkt lebhaft und menschenfreudlich, ein Gegentand von Spott und Hass, unter dessen Nebenum und latenter Hölle die Liebe zu seinen Angehörigen, der Patriotismus, Neigung, Mitleid und Zusammengehörigkeit trübselig wie Blumen unter Staub und Eis erstarben. Es war nur eine Gnade des Schicksals, daß ihr Mann ein Rechtsanwalt geworden war. Seine Kenntnis der Landesgesetze schützte ihn vor deren Überreibung und vor dem Verderben.

Es war ihnen finster — es war den ganzen Tag noch nicht recht hell geworden — und Frau Gertrud lag bei der Dame, um den Brief ihrer Tochter zu beantragen, brachte aber nichts Bestes zusammen. Es war ihr so ungünstig, so bang und elstam zu Mut, und aus solcher Stimmung heraus wollte sie keine auch nicht schreiben. Das arme Ding batte ja ohnedies zu leiden genug.

Es klopfte leise an der Tür, und auf ihr „Werlein“ trat der Diener Friedrich ein.

„Was gibt's, Friedrich?“ fragte sie.

„Unsige Frau, um Gottes willen, hastest dieser ängstlich und bestürzt heraus, es ist — — erschrecken Sie nicht — —“

„Frau Gertrud stand sofort auf. Sie fühlte auf der Stelle, daß ein Unglück geschehen war, wenn sie auch nicht wußte, welches. Hier und entschlossen trat sie dem Diener entgegen.

„Reden Sie endlich, Friedrich“, sagte sie ernst. „Was ist geschehen?“

„Es ist — — es ist eine junge Dame da, die mit Ihnen zu sprechen wünscht“, erwiderte der Diener auswärts.

„Wer ist es?“

„Ich weiß es nicht. Ich habe in der Aufregung vergessen, zu fragen.“

„Gleichauf. Führen Sie sie her.“

In demselben Augenblick trat auch schon Fräulein Ewald ins Zimmer. Sie war noch mit Hut und Schleier und Handschuhen, wie sie von der Straße hereingekommen. Auch sie war erregt, und ihre Bewegungen drückten eine ähnliche Angst aus.

„Unsige Frau, ich bitte sehr um Entschuldigung, daß ich in dieser Stunde bei Ihnen eindringe — —“, begann sie mit mirkbarem Unterdrücktem Schlußton.

„Bitte, mein Fräulein, nehmen Sie Platz. Sie sind erregt. Mit wem habe ich die Ehre?“ fragte Frau Gertrud geschockt.

„Mein Gott, ja. Aber lassen wir das jetzt. Ich dachte nur, daß — — daß wir uns eben sollten, um Ihnen zu helfen, so gut es geht.“

„Es ist gut. Kommen Sie, Fräulein Ewald. Ich bin Ihnen herzlich dankbar. Haben Sie einen Wagen?“

„Ja, die Taxis, mit der ich gekommen bin, hält noch unten am Tor.“

„Gleichauf. Kommen Sie. Sie erzählen mir unterwegs das weitere. Wir wollen keine Zeit verlieren.“

Damit lief Frau Gertrud weg sie ging und stand dann auf.

Draußen auf dem Korridor nahm sie von einem Kleiderständer Hut und Mantel und sah einige Minuten später an der Seite des Fräuleins Ewald in der Taxis, die in schärfstem Trab nach der Ewaldschen Güterstraße fuhr.

Fräulein Ewald stand zunächst wie erstaunt still und sah, wie ihre Mutter und die fremde Dame an ihr vorüberzogen und fortließen. Sie hatte ja wohl gehört, daß von ihrem Bruder die Rede war, aber nicht recht erfaßt, um was es sich handelte. An dem vorstehen, aufgetretenen und angestürmten beiden Damen hatte sie nur gemerkt, daß etwas jetzt Ernstes passiert sein mußte.

„Wie Lorenz ist?“ fragte sie den Diener, der sich eben leicht vorstreckte.

„Nein, nein, Fräulein Ewald“, erwiderte dieser. „Sie hören ja, daß er nur verwundet ist.“

„Ja, ja, so sagen Sie immer, um die anderen nicht zu erzittern,“ bemerkte Fräulein Ewald leise und nachdrücklich.

Dann verzog sich das hübsche, fröhliche Kindergesicht schmerlich, die Tränen traten in ihre Augen, und endlich regte am.

„Wie Lorenz ist?“ fragte sie den Diener, der sich eben leicht vorstreckte.

„Nein, nein, Fräulein Ewald“, erwiderte dieser. „Sie hören ja, daß er nur verwundet ist.“

„Ja, ja, so sagen Sie immer, um die anderen nicht zu erzittern,“ bemerkte Fräulein Ewald leise und nachdrücklich.

Dann verzog sich das hübsche, fröhliche Kindergesicht schmerlich, die Tränen traten in ihre Augen, und endlich regte am.

„Wie Lorenz ist?“ fragte sie den Diener, der sich eben leicht vorstreckte.

„Nein, nein, Fräulein Ewald“, erwiderte dieser. „Sie hören ja, daß er nur verwundet ist.“

„Ja, ja, so sagen Sie immer, um die anderen nicht zu erzittern,“ bemerkte Fräulein Ewald leise und nachdrücklich.

Dann verzog sich das hübsche, fröhliche Kindergesicht schmerlich, die Tränen traten in ihre Augen, und endlich regte